

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 5 (1915)

Heft: 34

Artikel: Erntefeste und -gebräuche im Kanton Bern

Autor: Freudiger, Hans

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-639856>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aber René fühlte wohl, was in seiner Frau vorgehen mußte und verabschiedete sich bald. Als sie endlich allein auf der Straße waren, da fing Hilda zu schwanken an, denn ihr wollten die Sinne schwinden. Balandrau sprach mit lieben Worten auf sie ein und hielt sie, sonst wäre sie gestürzt. Sie wußte nicht, wie sie heimgekommen, aber endlich standen sie vor dem Hause und Hilda atmete tief auf, als wären sie nun unter Schirm und Schutz.

IV.

René sprach in so selbstsicherem Worten zu seiner Frau, daß sie endlich doch an das glauben mußte, was er sagte, nämlich, die Mobilisation sei noch lange keine Kriegserklärung und man dürfe nicht so schnell jede Hoffnung zum Guten aufgeben. Aber er selbst glaubte nicht an das, was er seiner Frau so überzeugt vortrug. Er tröstete, er habe erst am Montag abzureisen, als wäre das noch eine lange Zeit. Und sie ließ sich wirklich von ihm überzeugen, denn sie glaubte an ihn. So schlief sie diese letzte Nacht noch glücklich und hoffnungsstark an der Seite des geliebten Gatten.

Hilda lag noch in einem tiefen Morgen- schlaf, als René sich erhob. Er machte so leise, daß sie nicht erwachte. Er ging hinüber ins Nebenzimmer an den Sekretär und ordnete dort seine Papiere, schrieb Briefe und setzte Telegramme auf. Als Hilda erwachte, war das alles schon geschehen. Sie rügte ihn, daß er sie habe schlafen lassen, er sagte mit einem Russe:

„Ich habe es nicht übers Herz gebracht, dich aus dem süßen Schlummer zu wecken und bemühte die Stille, um alles in Ordnung zu bringen, nun bin ich ganz ruhig.“

Gleich nach dem Kaffee mußte er in die Fabrik, um die letzten Anordnungen zu treffen, und kehrte nicht vor ein Uhr zurück.

Den ersten schweren Anprall hatte Hilda überstanden, sie konnte die Sachlage ruhiger überdenken. Aber die Haupttriebfeder war doch die Hoffnung, etwas Außerordentliches

möchte geschehen, um die Gefahr gnädig abzuwenden und dabei konnte sie nicht anders, als an den Kaiser zu denken, der in ihren Augen eine übermenschliche Kraft zu haben schien, und daß er diese Macht für die Erhaltung des Friedens verwende, das schien ihr außer allem Zweifel.

(Fortsetzung folgt.)



Morgen. Nach dem Gemälde (1906) von Gottfried Herzig, Bleienbach.

Erntefeste und -gebräuche im Kanton Bern.

Vortrag, gehalten in der Gesellschaft für Volkskunde, Sektion Bern, von Hans Freudiger.

O lerne jählen, welches Stammes Du bist!
Wirf nicht für eiteln Glanz und Stitterschein
Die echte Perle deines Wertes hin. (Schiller).

Meine Damen und Herren! Verzeihen Sie sich in Gedanken in die Sommerszeit, in den Monat Juni, und begleiten Sie mich auf einer Fahrt in den bernischen Oberaargau. Wir fahren mit der Eisenbahn nach Langenthal und wandern von dort zu Fuß nach Bleienbach. Dort wohnt ein alter Jugendfreund, der Landwirt ist und seit zwanzig Jahren das väterliche Gut bebaut. Es ist ein heißer Tag, der letzte im Monat Juni. Morgens um 9 Uhr marschieren wir dem Dorfe zu, treffen unsern Freund mit seinem Sohne und seinen Knechten hemdärmelig vor dem Hause stehend, die einen hölzerne Gabeln und Rechen

in der Hand, die andern an lange eiserne Gabeln gelehnt, fragenden Blickes nach dem Himmel schauend. Zu unseren Ohren dringen die Worte, aus dem Munde eines kraustrozzenden Jungen kommend: „Heute wird's schön Wetter, Vater, der Bodenbauer hat es in der Räberei gesagt und auf seine Wetterprophezeiungen konnte man sich noch immer verlassen. Drum frisch vorwärts ans „Zetteln“, die letzten Fuder Heu sollen heute unter Dach. Mutter,“ schallt es noch in den Hausgang hinein, „heut abend ist „Heuete“, mach, daß die „Verhabnen“ uns dann gut munden.“

Wie ein Bienenschwarm war die Gesellschaft vor unseren Augen verschwunden, nur der Alte blieb zurück. Als er uns erblickte, kam er bedächtigen Schrittes uns entgegen, schüttelte uns kräftig die Hand und hieß uns



Im Heu bei Gals. (Aus Friedli, „Ins“.)

willkommen. Wieder einmal stiegen unsere Jugendjahre vor unserm geistigen Auge auf und wir kamen dann, wie immer, auf die Leiden und Freuden der Bauern zu sprechen. „Heuer, meinte mein Freund, „gibt es einmal ein gutes Jahr. Heu hat's bis jetzt viel gegeben, die Frucht steht schön, die Kartoffeln sind gerade im Blust.“ „und der Pflanzplatz“, ergänzte die inzwischen herbeigekommene Bäuerin, „verspricht alles Gute. Die Räfer lassen ihn dies Jahr in Ruhe, da es nicht Flugjahr ist, und zudem haben wir ihn nicht mehr so oft neben der Grasig. Wenn nur kein Hagelwetter dreinfährt, sonst wird über Nacht all unsere Freude zerstört!“

„Du hast es gehört,“ sagte der Bauer zur Bäuerin, „heute kommt das letzte Heu herein, abends zählen wir auf „verhabne Küchli“. Läßt es an nichts fehlen, die Leute haben seit drei Wochen angestrengt gearbeitet, fast Tag und Nacht, ich bin mit allen wohl zufrieden und Heu hat's gegeben wie selten noch. Doch jetzt will ich gehen, beim Zetteln der letzten Schochen war ich noch immer selbst dabei, zeige meinem Jugendkameraden Haus und Stall und unterhalte ihn, bis ich wieder komme. Ich schicke um 12 Uhr nach dem Essen, wir bleiben über Mittag draußen. Die Magd soll dann dem Karrer anspannen helfen, wenn er die Wagen holt.“

Der hinterste Winkel im Bauernhause wurde uns nun gezeigt, wir mußten überall hineingehen, über alles wußte die Bäuerin Bescheid. Uns interessierte besonders der Speicher, der bereits den Bauernkrieg gesehen haben soll und seither mit dem Bauernhaus in der gleichen Familie geblieben ist. Da sahen wir geräucherten Speck an den Wänden hängen, altes Kirsch- und Bähiwasser in großen Strohflaschen in einer großen Truhe, auf der die Jahrzahl 1756 stand, Wolle, Gespinst, Flachs- und Hanffasern, ganze Beigen leinener Tücher usw.

Auf die Beigen leinener Tücher zeigend, meinte die Bäuerin, „da sind noch von unsrern Vorfahren, sogar von der Uränigroßmutter, dabei. Die meisten bekam ich aber von der Großmutter und der Mutter. Sie haben sie selbst gesponnen und gewoben aus selbstgezogenem Gespinst. Heutzutage ziehen nur noch wenige Bauersfrauen etwas Gespinst.“

Zu Großmutter's Zeiten war das ganz anders. Da soll selbst jedes arme Fraucli neben der Pflanzig eine kleine Flachsere, eine Beunde, gepachtet und gebaut haben. Schafe hielt man in einem jeden Hause. Der Flachs wurde nach der Ernte gerottet und gebrochen, nachher auf der Hanfreise gerieben, dann geheschelt und den Winter über auf dem Spinnrad gesponnen und schließlich zu Leinwand gewoben. Ebenso wurde die Wolle, nachdem sie gewaschen war, im Winter gesponnen und zu Halblein gewoben, oder, wenn mit Thuder vermengt, zu Zwilchen. In der Spinnstube, da soll der Großvater die Großmutter kennen gelernt haben.“

„Aber die Welt hat sich seit Großmutter's Zeiten gewaltig geändert. Nur wenige Bauersleute steken noch in eigener Wolle und eigenem Halblein. Auch die selbstgezogene, selbstgesponnene und selbstgewobene Leinwand wird immer seltener. Meine Mutter selig hatte der Magd neben 12 Kronen Jahreslohn zwei reistige Hemden, 2 flachseine Werktagsscheuben, einen halbleinenen Glosch, zwei Paar Schuhe und Garn für zwei Paar wollene Strümpfe gegeben. Heute würden die Dienstboten ob solchen Zutaten die Nase rümpfen, sie wollen nur Geld, mit Kleidungsstücken aus selbstgezogenem und selbstproduziertem Zeug käme man schön an bei ihnen. Dem Knechte gab der Großvater 25 Kronen Jahreslohn, dazu in natura ein Paar Schuhe, ein Paar Zwilchenhosen, einen wollenen Muß oder Tuch für einen halbleinenen Kittel.“

Vom Speicher ging es in das Stödli, wo der Schreiner auf der Stör arbeitete. „Es wird gerade wohnlich eingericthet,“ bemerkte die Bäuerin, „damit ich und der Alte im Herbst hineinziehen können, um unseren Lebensabend darin zu verbringen. Gerade leicht wird uns das Ausziehen nicht; besonders meinem Manne nicht, der das „Hestli“ noch einige Jahre gerne in der Hand gehabt hätte. Aber,“ fuhr die Bäuerin fast seufzend weiter, „bei uns im Oberaargau ist es halt so Brauch, daß wenn der Sohn heiratet, der Vater ihm das Gut abtritt und sich ins Stödli zurückzieht. So war es immer Brauch auch in unserer Familie und deshalb wollen auch wir uns dren fügen, ein junges Bauernpaar muß auf seine eigene Rechnung wirtschaften können, soll Freude und Segen liegen in seiner Arbeit. Einen Schleiß haben wir uns zwar vorbehalten, bestehend aus Obst, Kartoffeln, Gewächs, Holz, einer Rütti, einer Ruh und zwei Schafen. Bis der Tod unser Leben auslöscht, wollen wir arbeiten,“ die Bäuerin holt Atem, „selbständig sein.“

Noch mußten wir dem Stalle die Ehre antun, wo wir nicht genug die prächtigen Rotflecken ansehen konnten. Auch hier hat es sich gegenüber früher ganz gewaltig geändert. „Noch der Vater meines Mannes,“ erzählte die Bäuerin, „hielt wenig auf Milch, die Hauptfache war ihm der Getreidebau. Mehr als einmal so viel Brotrüpfel wie wir heute säte er an. Den Winter durch wurde es mit dem Flegel gedroschen, eine Arbeit, die oft zwei Monate dauerte. Nachher wanderte das Getreide in den Speicher, in die Vorratskammer eines jeden rechten Bauernhauses. Was nicht im Laufe des Jahres von der Großmutter zu Brot gebacken wurde, das bekam der Müller oder man mästete ausgemolkene Kühe, junge Rinder und Schafe damit. Früher noch habe man auch der Obrigkeit viel Getreide geben müssen. Kühe standen nur 4—5 im Stall, schon in den ersten Jahren, als wir das Gut übernommen, hatten wir deren stets 10—15. Milch wurde früher keine verkauft; mit der überflüssigen mästete man Räuber und Schweine, die in Langenthal guten Absatz fanden. Schafe hatte man so 20—30, wir halten gelegentlich noch 2—3, aus lauter Gewohnheit.“



Bauernfamilie bei Tische. (Aus Friedli, „Lützelflüh“.)

Doch jetzt muß ich nach den „Verhabnen“ sehen, des Sohns Zukünftige kommt dort, um mir zu helfen.“

Mittlerweile ist es vier Uhr geworden, drei Jüder Heu kommen herangerollt, auf dem vordersten, im obersten Loch gebundenen, ein prächtiges, mit Blumen geschmücktes und farbigen papiernen Bändern überhängtes Tännchen vorn auf der Wagenleiter festgemacht. Jodler erkönne vom ersten Jüder herunter, hinter dem letzten schritten der Bauer und die ältern Taglöhner einher. Um sechs Uhr sind die Jüder abgeladen, der Hofraum schön gefehrt und um sieben Uhr füllte sich die Eßstube mit Leuten. Neben den Meistersleuten sehen wir den Sohn, die Knechte, die „Tauner“ und ihre Kinder um den langen eichenen Tisch herum. Neben der Bäuerin sitzt ein nett gekleidetes junges Mädelchen, das sie Mutter und den Bauer Vater anredete. Es ist aber nicht ihr eigenes, wie uns nachher gesagt wird, sondern ein sogenanntes „angenommenes“ Kind. Auf dem Tische stehen ein mächtiger Milchhasen und drei große Platten „verhabne Rüchle“. Der Bauer verrichtet das Tischgebet und nun geht es an ein Essen, daß uns scheint, die Rüchle sollten einzelnen fast zum Munde heraushängen. Eine Platte löst die andere ab; man hört nur die Worte: „greift zu, wo die gewachsen, hat's noch viele, es gibt solche ja nicht alle Tage.“

Nach dem Essen blieb man noch lange beisammen, Lieder singend, der Karrer ließ mehrere Jodler erschallen und der Melker spielte auf der Handharfe einige Walzer. Einer schlug das Tanzen vor, im Nu waren Stühle und Bänke zusammengerückt, und selbst der Bauer und die Bäuerin schwangen das Tanzbein, trotz ihrer alten Tage.

Um 12 Uhr herum verabschiedeten wir uns von den Bauersleuten, sie begleiteten uns ins Stödli, wo uns die herzensgute Bäuerin ein gutes Bett bereitet hatte. Ich hörte noch, wie der Bauer zur Frau sagte, „du donners Alte, du hesch mir einsch wieder viel Milch stibitzt und zu Anke gmacht, füscht hätsch nit so viel Chuechli chönne mache und so gueti — aber nu, fischt jo besser, me verbrüelet-is de emel nit.“ Auch die Bauersleute sollen zur selben Zeit

ins Bett gegangen sein, während der Sohn und das Ge- finde noch bis in den Morgen hinein gemütlich beisammen blieben. In aller Herrgottsfrühe verabschiedeten wir uns, um wiederum der Stadt zuzusteuren.

Die „Heuete“, vielerorts auch „Chuechlete“ genannt wie ich hier geschildert habe, findet noch in vielen Bauernhäusern des Emmentals, des Oberaargaus, des Mittelland und des Seelandes statt. Der Zu- und Hergang ist überall so ziemlich derselbe, die Hauptrolle spielen die „verhabnen Rüchle“. Ich machte die Heuete mit im Pächterhause sowohl wie im großen reichen Bauernhause und konnte auch in dieser Hinsicht keinen Unterschied herausfinden. In vielen Bauernhäusern ist die „Heuete“ in Abgang gekommen, man „festet“ nur noch am Schlusse der letzten größern Ernte, der Getreideernte, die Sichlete, Sichellegi, Rechelöse usw. genannt wird. Von dieser soll gleich die Rede sein.

Einige Wochen später. Diesmal begleiten mich die Leser in Gedanken in die Gemeinde Uekenstorf, zu dem dortigen Schulkommissionspräsidenten und seiner Familie. Am Morgen des ersten Sonntags im August führen wir unsern Spaziergang aus, der zugleich ein Besuch sein soll. Wir treffen den Alten, bei dem sich schon die Beschwerden des Alters zeigen, vor seinem Hause auf der Bank sitzen. Eine prächtige Gestalt, in Kleidern aus den Erzeugnissen der eigenen Wirtschaft, aus Hanf und Flachs und Wolle angefertigt. Dem Alten laufen die Augen über, als er uns die Hand reicht, denn es ist schon bald 10 Jahre her, seitdem wir uns zum letzten Male gesehen. Er ruft seine Söhne und seine Tochter herbei, die, halbstädtisch gekleidet, mich als ihren ehemaligen Schulmeister sofort wieder erkennen. Das Haus, das wir betreten, repräsentiert einen alten charakteristischen bäuerlichen Typus, mit einer vom Bauer selbst ausgeschnittenen Laube; blank ist es vor dem Hause, der Garten ist mit Blumen wohl bestellt, die Fenster glänzen, im Hause drinnen, besonders im Stödli, können wir uns an dem alten gediegenen Hausrat nicht satt sehen. In der Küche herrscht Ordnung und Sauberkeit. In einer Ecke bearbeitet die Meistermagd Teig zu verhabnen Rüchli, die Tochter

steht vor dem großen Feuerherd, das Feuer prasselt; die Butter in den Pfannen brodelt und zischt und bräunt die hineingeworfenen Teigstücke.

„Heute trefft ihr es nicht gut bei uns in der Küche,“ ruft die Tochter uns schalkhaft entgegen, „wir haben heut mittag Sichlete, da gibt es viel zu tun, zu braten und zu backen, was das Zeug hält, die Leute sind auf halb Eins geladen.“ Zum Vater sich wendend: „Hast du das Schafffleisch zu Boreissen geschnitten?“ Der Alte nickt ihr zu mit dem Kopfe und sagt zu mir: „Wir wollen sie nicht stören, wir sind in der Stube sicherer,“ wo wir uns

auch bald hinter dem Tische niederlassen. Da tritt der älteste Sohn herein und sagt: „Vater ich gehe in die Kirche.“ Nach einer Weile wird der Bauer gesprächig. „In meiner Tochter habe ich Freude, es ist schade, daß kein rechter Bauernsohn kommt und sie heimführt. Die könnte einen glücklich machen und stände einem Bauernhause wohl an. Wenn nur unser Altester eine solche bekäme. Aber sie sind rar, die Bauernmädchen, mit denen es etwas ist, er hält schon lange Umschau, aber keine hat uns bis jetzt gepaßt. Doch mit dem Klagen kommt's nicht besser . . .“

(Schluß folgt.)

Das Erntefest oder Sichlete.

Aus „Uli der Vächter“ von Jeremias Gotthelf.

„. . . Der Heuet war vorbeiflogen wie gewünscht, die Kirschen mit den Sperlingen im Frieden geteilt worden und die Ernte vor der Türe, ehe man sich dessen versah.

Die Ernte ist dem Landmann eine wichtige Zeit, eine heilige Zeit; von ihrem Ertrage hängt sein Bestehen ab, oder wenigstens sein Wohlergehen. Er erkennt dieses auch an, und als Zeichen dieser Erkenntnis richtet er am Schlusse derselben eine Art von Opfermahlzeit aus; er speiset Arme, speiset und tränkt Knechte, Mägde, Tagelöhner, deren Weiber und Kinder und den Fremdling, der da wohnet innerhalb seiner Tore.

Eines Tages, als Breneli im Schweize seines Angesichts haushaltete und eben dachte, komod wäre es ihm, wenn es vier Hände hätte, mit zweien könne es kaum alles beschicken zu rechter Zeit, kam die Base, setzte sich aufs Bänklein und frug: „Kann dir was helfen, so sag's. Die Leut werden hungerig, wollen lieber früher essen als später, und eine alleine kommt fast nicht zurecht; hab's oft erfahren.“

„Wahrhaftig, Base,“ sagte Breneli, „ihr kommt mir akurat wie ein Engel vom Himmel; wenn ich euch nicht hätte, ich würde wahrhaftig nicht, wie ich es machen sollte. Will die Erdäpfel vom Brunnen holen; ihr seid dann so gut und beschneidet mir diese.“ Flugs war Breneli wieder da, stellte das Körbchen der Base dar samt einem Kessel mit Wasser, in welchen die zer schnittenen und gerüsteten Kartoffeln zu werfen waren, und half ab und zu der Base. „Habt ihr es abgeredet mit der Sichelten, wie ihr es machen wollt?“ frug diese. „Nein,“ sagte Breneli, „aber sie macht mir großen Kummer. Es ist gottlob ein gesegnetes Jahr und wir können Gott nicht genug danken, daß wir einen solchen Anfang haben; aber Uli ist doch ängstlich wegen Zins und ich kann es ihm nicht verargen. Es ging ihm gar schwer, bis er hatte, was er hat, und daß er nicht gerne plötzlich darum kommt, ist begreiflich. Ich fürchte daher, er werde nicht Geld brauchen wollen, sagen, es trage nichts ab, und schuldig sei man niemand was; man solle zufrieden sein, wenn man am Ende des Jahres alles ausgerichtet habe, was man schuldig sei. Aber es fäme mir schrecklich vor, wenn wir im Trockenen sitzen, an Räts und Brot kauen müßten und dies noch an einem solchen Orte.“ „Selb nicht, daran wird er nicht denken,“ sagte die Base. „Ich dachte auch daran, die Sache mache euch Ungelegenheit. Daß ihr es nicht haben könnt wie wir, versteht sich; es mächtet mir manchmal fast übel, wenn ich zwei Tage lang kühle, und unter den Händen gingen mir die Küchli an den Türen weg, daß mir für uns keine bleiben wollten. Aber ungerne hätte ich es doch, wenn auf einmal alles aufhörte, alle Leute umsonst fämen und z'leerem fortgewiesen würden. Du weißt, wie Meiner ist; sonst könnte ich im Stöcklein kühlen und den Armen ausrichten, was üblich und bräuchlich. Darum will ich dir was an die Kosten steuern, viel nicht; seit uns der Tochtermann. Gott behüte

uns davor, ausgeplündert hat, ist das Geld auch rarer geworden bei mir. Rede dann mit Uli, wie ihr es ausrichten wollt, anständig, nicht übertrieben. Lieb wäre es mir, ihr lüdet Meinen auch ein; vielleicht kommt er, vielleicht nicht; aber er sieht doch den guten Willen.“ „Allwe,“ sagte Breneli, „und Ihr fehlt auch nicht; es wäre sonst wie ein Tag ohne Sonne oder eine Nacht ohne Sterne; es freute mich nicht, dabei zu sein.“ „Bist immer ein Narrli,“ sagte die Base. . . .“

Noch selben Abend eröffnete Breneli die Verhandlungen mit Uli. Uli sagte, es sei ihm schon lange zuwidder gewesen, nur daran zu denken. Schon als ihn die Sache nichts angegangen, sondern alles über den Meister aus gegangen sei, habe er sich darüber geärgert, wie soviel durchaus unnütz und überflüssig draufgehe. Wenn er einmal was dazu zu sagen haben sollte, so müßte es ihm anders gehen, habe er immer gedacht. Viel wohler sei man bei wenigem, und daß jeder arme Mensch an diesem Tage Küchli essen müsse, bis sie ihm zum Mund heraushingen, selb stehe nirgends geschrieben. Wenn sie Küchli haben wollten, so möchten sie sehen, wo sie welche bekämen, sollten zu Togeli gehen, der könne den alten Gebrauch fortfesten.

„Rede mir nicht so, Uli,“ sagte Breneli, „das ist ungut. Sieh, der liebe Gott speiste von deinem Ader auch seine Vögel. Wie lustig waren sie nicht dabei. Es war ihre gute Zeit im Jahre, und du mußtest es geschehen lassen. Und nun, wieviel besser sind doch Menschen als Spatzen, und die sollten nicht einmal einen guten Tag haben, und wenn Gott sie dir vor die Türe schickt, um deinen guten Willen zu sehen, zu erfahren, ob du weißt, wer dir den guten Anfang gibt, denen willst du dann nichts geben? Selb, Uli, wirfst du nicht machen!“

„Bin ich denn Vächter geworden, um Bettlern zu kühlen? Was brauchen die solche Speise? Brot, wenn was sein muß, tut's. Oder meinst etwa, man solle auch den Vögeln kühlen und Schüsseln voll in den Ader stellen?“

„Lieber Uli, rede dich doch nicht in Zorn hinein; denn das ist dein Ernst nicht; Christenbrauch ist's ja, daß man die Armen wie Brüder hält und nicht wie Hunde abspeist, und gibt man ja selbst den Hunden Brosamen vom Teller, jagt sie nicht mit ungesättigten Gelüsten vom Tische weg: sollte man dann einem armen Fraucli oder einem armen Kinde, welches das ganze Jahr durch nichts Gutes hat, kaum Salz zu den Kartoffeln hat, nicht eine gebackene Brotschnitte geben oder sonst ein Küchli? Soll es umsonst den ganzen Tag, wohin es kommen mag, den Duft der in der Pfanne brodelnden Butter in der Nähe haben? Denke doch an die Geschichte vom reichen Manne und vom armen Lazarus.“

„Soll ich jetzt etwa noch gar der reiche Mann sein?“ frug Uli nicht sanft.

„Aber Uli,“ sagte Breneli, „versündige dich doch nicht; ich kenne dich ja gar nicht wieder. Bist du nicht der reiche